

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 16.

Bießen, Sonntag Misericordiae, den 22. April 1917.

6. Jahrgang.

Verlassen und gehaßt.

Jesaja 60, 15. Darum, daß du bist die Verlassene und Gehaßte gewesen, will Ich dich zur Pracht ewiglich machen und zur Freude für und für.

In dem vorangestellten Prophetenwort liegt die Kennzeichnung einer Lage, aber auch eine Verheißung um eben dieser Lage willen ausgesprochen, die die meisten unwillkürlich an die gegenwärtige Stellung Deutschlands im Weltkrieg erinnern wird. „Darum, daß du bist die Verlassene und Gehaßte gewesen, will Ich dich zur Pracht ewiglich machen und zur Freude für und für!“ Verlassen und gehaßt, — das paßt in der Tat auf Deutschland. Verlassen, wenn wir daran rein geistigem Gebiete nicht verständlich. Man wird jetzt oft gedenken, wie ehrlich und aufrichtig es durch Jahrzehnte hindurch zuvor um die Freundschaft und Anerkennung gerade der Mächte, mit denen es jetzt in einen Kampf auf Tod und Leben verwickelt ist, geworben hatte. Und darüber hinaus wollen wir uns nur ruhig eingestehen, daß wir zurzeit auch das bestgehaßte Volk der Welt sind. Wie das möglich ist? Wir meinen, daß eine solche schmerzliche Ausnahmestellung allein mit dem wirtschaftlich machtvollen Aufblühen des Deutschen Reiches nicht erklärt ist, auch nicht mit Fehlern unserer etwa allzu vertrauensseligen Politik. Eine solche tödliche Scheidung der Geister ist ohne allertiefste Vorgänge auf des Wortes Luthers an Zwingli eingedenk: „Ihr habt einen anderen Geist als wir!“ Bei Luther handelte es sich damals nur um Klarstellung religiöser Gegensätze trotz mancher innerlichen kirchlichen Verwandtschaft. Aber wenn wir nicht an der Oberfläche der Gegensätze zwischen uns und unsern Feinden haften bleiben, so können wir nicht anders als sagen, daß es sich in diesem Weltkrieg letztlich um den Kampf gegen den deutschen Gesamtgeist handelt, den die anderen Staaten hassen, obwohl sie sich rein äußerlich zumeist auch zu den christlichen rechnen; nicht so sehr um seiner Kraftentwicklung nach, außen hin, sondern wegen seines innersten Wesens und Gehalts. Sie spüren, daß dieser Geist es ist, dem sie sich über kurz oder lang einmal werden beugen müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, ihn jetzt noch niederzuringen. Eine solche geistige Macht eines ganzen Volkes ist aber unauflöslich verknüpft mit ihrem sittlichen Gehalt, und dieser wiederum

mit seiner religiösen Urquelle, wobei wir in diesem Zusammenhang von jeder konfessionellen Unterscheidung durchaus absehen. So lange wir Deutsche kennen — also weit hinein in die Zeit vor Christus —, waren sie ein Volk, dem die innere Wahrheit über alles ging. Eben um des willen konnten sie auch nie ohne ernstestes Gottsuchen auskommen. Und die Vielgestaltigkeit der religiösen Ueberzeugung im deutschen Volke ist lediglich ein Beweis seiner überquellenden, um Vertiefung ringenden Sehnsucht nach Gottes Wahrheit. Das ist „der andere Geist“, den sie haben. Und der stört viele andere Nationen in der Auswirkung ihrer rein selbstsüchtigen und brutal irdisch-herrsüchtigen Ziele. Es gibt in der Geschichte vielleicht nur ein Volk noch, in dem der religiöse Hunger nach der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes ähnlich stark auftrat: das alte Volk Israel. Daher erlebte es auch solche schmerzliche Vereinsamung unter den Völkern, wie sie Jesaias in dem heut angezogenen Wort schildert. Aber darum erstand doch einzig aus seinem Schoße auch Jesus, der Heiland und Erlöser der Welt. Wir glauben, daß das deutsche Volk vor anderen befähigt war und ist, den „Reich Gottes“-Gedanken Christi zu erfassen und, wenn auch noch so langsam, der Verwirklichung näher zu führen. Freilich würde ihm dann auch dereinst besonders die Verheißung gelten, die die Propheten des alten Bundes, ganz besonders aber Jesus und sein Evangelium, der treuen Bewährung gaben. Darum sei treu, deutsches Volk! Dazu gehört aber allerdings auch das Wort des Heilandes: „Sasset eure Seelen mit Geduld!“ oder genauer übersezt: „Durch Geduld (Ausdauer) werdet ihr eure Seelen gewinnen!“ Und — was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? . . .

Was braucht unsre Zeit?

Was braucht unsre harte Zeit?
Schlichte Menschen, wahr und offen,
Gegen Lug und Trug gefeit;
Reich im Lieben, stark im Hoffen.
Menschen, die im Sturmeswehn
Unentwegt im Glauben steh'n.

Was braucht unsre schwere Zeit?
Menschen, die nicht murren, klagen,
Die in Demut, leidbereit,
Willig ihre Lasten tragen —
Herzen, die getrost und still
Dulden, warten, wie Gott will.

Was braucht unsre große Zeit?
Menschen, die sich selbst vergessen
An der andern Kreuz und Leid;
Und die kleinen Dinge messen
In des Lebens Kampf und Streit
An der großen Ewigkeit.

E. R.

Frankfurt a. M. im Hungerjahre 1816/17.

Es sind jetzt gerade 100 Jahre her, daß unsere Vorfahren auch eine schlimme Zeit des Nahrungsmangels durchleben mußten. Damals war allerdings die Ursache für die Knappheit eine allgemeine Missernte, hervorgerufen durch die andauernd nasse Witterung im Frühjahr und Sommer 1816. Ganz besonders hart wurden heimgeschickt Süddeutschland, die Maingegenden, die Rheinlande und Westfalen; eine große Sterblichkeit unter dem Vieh kam dazu. Ubrigens litt unter dem Mißjahr nicht nur Deutschland allein, es wurde auch Frankreich betroffen, und die Engländer durchstoberten damals alle Märkte der Welt bis Odessa nach Getreide.

Auch Frankfurt sah bang der Zukunft entgegen. Die früher aufgespeicherten Fruchtvorräte waren in der Franzosenzeit mit ihren Durchmärschen und Einquartierungen aufgezehrt worden, und im Jahre 1815 hatte die Stadt ihren letzten Restbestand an Getreide zur Verproviantierung der Festung Mainz hergegeben. Ein für den Fall der Not ausreichender Vorrat zur Versorgung der Bevölkerung mit Brotgetreide war also nicht vorhanden. Schon im Juli 1816 hatte sich die Erhöhung der Futterpreise bemerkbar gemacht; allmählich folgte eine Teuerung der meisten Lebensmittel. Wegen des beständig kühlen und regnerischen Wetters war an die Ernte erst sehr spät zu denken. Wenn auch der Senat noch hoffte, daß die augenblickliche Not bald nachlassen werde, sah er sich doch alsbald zu umfassenden Maßregeln veranlaßt. Nach verschiedenen Vorschlägen und längeren Beratungen wurden Ende Oktober bei den Ämtern und milden Stiftungen die den eignen Bedarf übersteigenden Beträge an Brotfrüchten enteignet und auf die Stadtkasse übernommen. Da aber die so gewonnene Vorratsmenge den Bedarf der Stadt für den Notfall durchaus nicht sicherte, wurde weiterhin der Ankauf eines größeren Betrages an auswärtigem Korn zur Aufspeicherung verfügt. Sodann beschloß man, Kartoffeln auf Vorrat zu beschaffen, um für Bedürftige Suppenpeisungen oder Naturalspenden im Winter und Frühjahr veranstalten zu können. Zunächst sollte der von Ämtern und Stiftungen an die Stadt gegebene Getreidevorrat zur Unterstützung der ärmeren Bevölkerung verbraucht werden. Mit den Bäckern wurden Brotlieferungsverträge aus diesem Getreide abgeschlossen und kurz vor Weihnachten 1816 konnten die wöchentlichen Brotabgaben beginnen. Als Raum für die Brotausgabe diente die damals gerade fertigstehende Nikolaikirche, welche 1815 als Magazin benutzt worden war. Das städtische Brot konnten alle als würdig und bedürftig bezeichnete Personen gegen ein vorher ausgehändigtes „Zeichen“, also unsere heutige Brotmarke, zu bestimmten Tagesstunden in Empfang nehmen; und zwar wurde der 6pfündige Laib Roggenbrot 4 bis 6 Kreuzer unter dem amtlichen

Preis abgegeben, der damals im Dezember schon auf das Doppelte des ursprünglichen Preises gestiegen war. Daneben hatte sich gegen die wachsende Not schon Anfang November aus mehreren bemittelten Frankfurter Bürgern ein sogenannter „Kornverein“ gebildet mit der Absicht, durch freiwillige Spenden Getreide und billiges Brot für Unbemittelte zu beschaffen. Für die Austeilung des Brotes bestellte die Verein eine besondere Kommission, wir würden heute sagen, Brotkommission, die im engen Einvernehmen mit den städtischen Behörden und unterstützt von mehreren Bürgern als freiwilligen Helfern in jedem Stadtquartier die einlaufenden Gesuche prüfte und die Listen führte.

Schon wenige Tage nach dem Beginn der städtischen Brotausgabe in der Nikolaikirche konnte der Kornverein mit der Verteilung von 5000 Laib Brot für die Woche den Anfang machen. Die Verteilung geschah wie bei der Stadt gegen gestempelte Brotkarten, die wöchentlich von der Brotkommission ausgegeben wurden. Gegen eine solche Karte konnte man bei sämtlichen Frankfurter Bäckern einen 6-Pfund-Laib zum gleichen Vorzugspreise erhalten wie bei der Stadt. Der Mehrbetrag gegen die amtliche Tare wurde den Bäckern aus der Vereinskasse vergütet. Die Polizei wachte darüber, daß die Bäcker auch immer gutes Brot in hinreichender Menge bereithielten. Da der Mangel jedoch stetig weiter wuchs, beschloß der Senat im Januar 1817, außer der öffentlichen Abgabe des wohlfeilen Brotes bis zur nächsten Ernte die unentgeltliche Verteilung von Kartoffeln vorzunehmen. Jeder Bedürftige erhielt wiederum eine Kartoffelkarte, gegen die er wöchentlich eine bestimmte Kartoffelmenge abholen konnte. Als dann im Frühjahr die Kartoffelbestände zu Ende gingen und die weitere Beschaffung wegen des Mangels und der Kosten schwierig war, wurde Reis angekauft und ebenfalls gegen Karten ausgeteilt. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem heßischen Dorfleben.

Von A. L—nn.

(Fortsetzung.)

Die landwirtschaftlichen Produkte, die in der großen Gemarkung gewonnen wurden, wurden, soweit sie nicht in den Haushaltungen gebraucht wurden, nach den benachbarten Städten gebracht. Es kamen „Aufkäufer“, die Butter, Eier, Gemüse und Obst einkauften und mit Gewinn nach den Städten verkauften. Im Dorfe selbst wohnte ein „Aufkäufer“, der allwöchentlich zweimal zum Markt nach der Stadt fuhr. Morgens um drei Uhr fuhr der alte Mann mit seiner natürlich auch bejahrten Frau ab. Man sagte, die Pferde hätten den Weg so genau gekannt, daß das alte Ehepaar auf dem Wagen vor sich hinduseln konnte, bis die ersten Häuser der Stadt in Sicht waren. Unter den Geschäftsleuten, die von außen kamen, war einer, dessen wirklichen Namen ich nie erfahren habe. Er hieß nur der „Lügenpeter“ und wurde mit dieser Bezeichnung auch angetredet, was er sich ruhig gefallen ließ. Ich erinnere mich, daß er einmal gesagt hat, er habe die Lieferung eines Eisenbahnwagens zwischen nach Hull in England übernommen, nehme aber an, daß auch diese Mitteilung erlogen war; denn so weit reichten die geschäftlichen Beziehungen des „Lügenpeters“ wohl nicht, daß sie hinüber über das Aermelmeer gingen. Ich hörte übrigens auch einmal von einer Frau, die, als sie noch vom Dorfe Milch nach der Stadt brachte, kurzweg die „Lügen-Ewa“, oder, wie es in der dortigen Mundart hieß, die „Lüg-Eb“ genannt wurde.

Sie heiratete später in der Stadt einen Geschäftsmann und stand einem feinen Hause vor, aber den Namen „Lüg-Eb“ behielt sie.

Aus meinem Heimatdorfe gingen in jeder Woche Marktfrauen nach der benachbarten Stadt. Es waren meist Frauen „geringer“ Leute, die sich auf diese Art einen Nebenerwerb verschafften. Was diese Frauen leisteten, ist eigentlich erstaunlich. Sie trugen den schweren, mit Butter, Eiern, Käse und Gemüse gefüllten Korb auf dem Kopfe nach der Stadt, die zwei Stunden entfernt war. Dort standen sie auf dem Marktplatz, bis sich Käufer fanden, dann gingen sie wohl noch in die Läden, um allerhand einzukaufen, tranken beim Bäcker eine Tasse Kaffee und aßen einen Wasserweck und gingen wieder nach Hause. Auf dem Hin- und Herwege wurden die Dorfneuigkeiten ausgiebig erörtert. (Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Daß ich meine Flöte übrigens schräg in einen Fensterflügel lehnte, verstand sich von selbst; denn das war in kleinen Städten allgemein Sitte. Die Flöte war von außen zu sehen und kündigte jedem Vorübergehenden an: Hier wohnt ein Liebhaber der schönen Kunst; somit also ein seltener Vogel. Wer da weiß, wie begierig die Menschen nach einer Auszeichnung haschen, wird es mir nicht als eine ganz abnorme Eitelkeit anrechnen, wenn ich mich jener Sitte gern fügte. Es schien mir sogar, als ob die Ehre der Stadt dabei interessiert sei, wenn sich möglichst viele Gegenstände der Liebhaberei für Kunst und Wissenschaft an den Fenstern zeigten. Der Mensch ist nie scharfsinniger, als wenn er eine Schwäche vor seinem Gewissen zu rechtfertigen hat.

Indessen hatte die Sache doch wirklich ihr Gutes. Es kam ein Seifensieder aus Friedeberg zum Jahrmarkt nach Friedland, meldete seine Waren an und erkundigte sich, wem die am Fenster stehende Flöte gehöre. Ich bekannte mich als den Besitzer, und nun gab auch er sich als einen besonderen Liebhaber der Musik und als Flötenbläser zu erkennen. Das war mir eine große Freude; weil aber die Zeit nicht erlaubte, die Sache unmittelbar weiter zu verhandeln, so lud ihn mein Vater für den Abend zu uns ein, und er kam. Wir bliesen abwechselnd; er war mit mir zufrieden, versprach zum nächsten Jahrmarkte Noten mitzubringen und hielt Wort. Es war ein Buch in Quer-Oktav, in welchem Tänze, Lieder, Märsche usw. für die Flöte von ihm gesammelt waren. Ueber jedem Stücke war angegeben, aus welcher Tonart das Stück ging. Ich fragte ihn, was das C-dur, A-moll, G-dur usw. heißen solle? Darauf antwortete er: „Ja, das weiß ich nicht. Das ist nur für die großen Musikverständigen, darum brauchen wir uns nicht zu bekümmern, die wir nur Kleinigkeiten spielen.“ Er war übrigens ein sehr gefälliger, dienstwilliger Mann, und manches habe ich doch von ihm gelernt. Das Notenbuch schrieb ich ab.

Unter meinen Schul- und Spielkameraden war mir der liebste der Sohn des Akzise-Einnehmers Schmidt, namens Eduard. Er hatte mehrere Schwestern, die meist jünger waren als er. Wir spielten viel miteinander; denn dazu blieb trotz aller Arbeiten noch Zeit genug übrig, da wir für die Schule zu Hause gar nichts zu tun hatten. Unsere Spiele waren höchst mannigfaltig und oft ziemlich wild. In körperlichen Uebungen war ich jedoch kein Held. Ich war nicht stark und wurde von anderen Knaben meines Alters leicht niedergeworfen; ich konnte nur geringe Lasten heben und tragen;

ich lief zwar schnell, aber es gab deren, die ich nicht einholen konnte. Von Prügeleien hielt ich mich daher, wenn es sein konnte, fern. Auch im Klettern leistete ich wenig. Es gab nicht viele Bäume, die ich besteigen konnte; vielleicht war geringe Uebung daran schuld, denn ich suchte meine Kleider zu schonen, da ich wußte, daß es meinen Eltern schwer wurde, mir neue anzuschaffen. Dagegen war ich ein guter Ballspieler geworden; es versagte mir selten ein Schlag; ich brachte den Ball dahin, wohin ich ihn haben wollte, und ließ deshalb keinen meiner Mitspieler im Felde sitzen. Dies Spiel hat mir großes Vergnügen gemacht. Im Winter wurde viel geschlittet; Schlittschuh konnte man in Friedland nicht, und ich habe daher auch das Schlittschuhlaufen nicht gelernt. Im Sommer waren uns die Fichten der angenehmste Tummelplatz. An unseren Spielen nahm oftmals Eduards älteste Schwester, namens Mädchen, Teil, ein hübsches blondes Mädchen mit blauen Augen, mir die liebste meiner Mitspielerinnen. Ihr Sinn war mehr ernst als heiter, und gerade das gefiel mir. Die ersten unschuldigen und unbewußten Regungen der Geschlechtsliebe im Herzen des Knaben, die früheste träumerische Lebensäußerung des verpuppten Schmetterlings, hat ihr Umgang in mir hervorgerufen. Diese Empfindungen äußerten sich in einem stillen und doch recht innigem Wohlwollen.

In dem Hause, welches wir früher bewohnt hatten, lebte, nur durch den Hausflur getrennt, ein alter Baron von G. Er war ehemals Offizier gewesen, war hoch in den siebziger Jahren, hatte weiße dünne Haare und mußte früher ein stattlicher Mann gewesen sein. Ich habe ihn nie anders gesehen, als in einer weißbaumwollenen Zipfelmütze, grünem, mit dünnem Schafpelz gefütterten Schlafrock und Pantoffeln. Wahrscheinlich besaß er sonst keine Kleidungsstücke; denn er war überaus arm. Der Baron war ein sanfter, stiller Mann. Seine Frau — wenigstens galt sie dafür, obgleich behauptet wurde, es sei eine wilde Ehe — besaß solche Eigenschaften keineswegs. An ihr war alles in die Breite gezogen, besonders das Gesicht, das die Form eines Eierkuchens hatte; ihre Züge waren grob, nicht angenehm. Sie schien keine oder eine schlechte Erziehung genossen zu haben, sprach zwar hochdeutsch, aber gemein, schimpfte und fluchte wie ein Grenadier, und machte im Hause mehr Lärm als drei andere Weiber. Der alte Baron war dabei dermaßen unter den Pantoffeln geraten, daß er vor ihr zitterte und bebte. Sie stand oft vor ihm und ohrfeigte ihn links und rechts, ohne daß er sich zu rühren wagte; ja zuweilen, wenn sie in Strümpfen dasaß und wütend wurde, befahl sie ihm, ihr seinen Pantoffel zu bringen, den er gehorsam überlieferte und den sie nun nach Herzenslust benutzte, um ihm ihre Ungnade fühlbar zu machen. Da sie mit uns auf einem Stur wohnten, konnten wir jedes laute Wort so deutlich verstehen, als ob es in unserem Zimmer gesprochen würde, und die Frau Baronin kannte, wenn sie ungnädig war, was ihr täglich mehrmals begegnete, keine Mäßigung und schrie und kommandierte, als ob sie vor der Front eines Bataillons stände. Wie oft haben wir den armen Mann bedauert, wenn das Klatschen der Strafmittel bis in unser Zimmer schallte, begleitet von den wütenden Schimpfworten der Frau Baronin und den furchtsamen Bitten des armen Barons. Es war leider nichts zu tun; denn in das eheliche Verhältnis durfte sich niemand einmischen. — Der Baron machte den Winkeladvokaten und führte heimlich für Bauern Prozesse, wovon er allein lebte, wenigstens erinnere ich mich nicht, daß er eine Pension gehabt hätte. Man wußte das, aber schwieg

dazu; denn sonst würde er der Stadt zur Last gefallen sein. Eigentlich aber war es seine Frau, welche die Prozesse führte. Sie nahm die Klagen an, instruierte sich, hegte die Bauern auf, versprach ihnen unfehlbar den Gewinn des Prozesses und diktierte ihrem Manne die Klagen oder Verteidigungsschriften in die Feder, gewöhnlich mit den größten Ausfällen auf die Gerichte, so daß die Kläger oder Verklagten nicht selten wegen Beleidigung der Gerichte in Strafe genommen wurden. Sie geriet bei diesem Diktieren meist dermaßen in Affekt, daß wir in unserm Zimmer jedes Wort verstehen konnten. Wurde sie gar zu derb und fürchtete er unangenehme Folgen, so erlaubte er sich wohl, sie zu unterbrechen, und sagte: „Aber, liebes Kind, das ist eine Injurie.“ „Nichts da,“ rief sie, „du schreibst, wie ich es sage; ich will grob sein.“ Früher hatte er es in solchen Fällen wohl gewagt, statt der diktierten Worte gelindere niederzuschreiben und glaubte dies um so eher wagen zu können, als die Frau Baronin weder lesen noch schreiben konnte. Sie mußte wohl etwas von diesem Kunstgriff gemerkt haben; denn der Baron mußte ihr jedes Diktat genau vorlesen, und sie hatte ein so vorzügliches Gedächtnis, daß sie jede Silbe wußte, die sie diktiert hatte. Einstens, als sie es gar zu arg getrieben, hatte der Baron mehrere Stellen gemähigt, weil er sie für zu verlesend hielt, wobei er sich aber die diktierten Ausdrücke möglichst gemerkt hatte, um sie bei dem Verlesen statt der von ihm niedergeschriebenen herzusetzen. Unglücklicherweise wurde jedoch dem alten Manne sein Gedächtnis untreu und er las, wie er geschrieben hatte. Da gab es so viele Ohrfeigen, daß der Arme geschwollene Backen bekam und mit verbundenem Kopfe umhergehen mußte. Schlimmer noch war ein anderer Fall. Es hatten sich zwei gegen einander prozessierende Parteien an unser Ehepaar gewandt, ohne daß eine den Schritt der andern kannte, und die Klagen wurden beide angenommen. Natürlich mußte dies den Parteien verborgen bleiben. Dergleichen mochte wohl öfter geschehen sein; denn dabei war am meisten und am sichersten zu gewinnen, wenigstens in keinem Falle zu verlieren. Der Baron sandte die von ihm gefertigten Eingaben den beiden Parteien zu, denn diese mußten die Eingaben, als von ihnen herrührend, dem Gerichte einreichen. Unglücklicherweise verjah er sich beim Adressieren, so daß jede Partei die Eingabe der Gegenpartei empfing und beide sich getäuscht sahen. Es gab einen höllischen Lärm, in welchem die Stimme der Baronin keine der schwächsten war, und wie er endigte, kann man denken. Die Nachwehen waren lange zu bemerken.

Im Frühjahr 1798 verstarb die Baronin plötzlich. Der arme alte Mann stand nun ganz allein. Meine Eltern boten ihm einmal wöchentlich den Mittagstisch an und er äußerte sich dankbar dafür. Er war ausnehmend betrübt und konnte sich über diesen Todesfall gar nicht zufrieden geben; er rühmte

seine Frau durch alle Prädikate, und hätte er ihr eine Grabinschrift setzen können, so würde die Welt von einem Engel gelesen haben. So viel tut die Macht der Gewohnheit! Hier wurde der Spruch zu schanden: Wer Liebe säet, wird Liebe ernten. Dem liebebedürftigen Herzen des alten Mannes aber macht es Ehre, daß selbst eine so schändliche Behandlung ihn in seiner Liebe nicht irre machen konnte. Er grämte sich derart, daß er acht Tage nach seiner Frau starb. Mir vermachte er zum Andenken das einzige Buch, das er besaß, den ersten Teil von Wolfs „Anfangsgründen der Mathematik“, welches für mich sehr bedeutsam wurde und die Ursache ist, daß ich hier dieses Märtyrers des ehelichen (?) Glücks gedacht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingseinfuhr.

Ein Sonnenlächeln in klarer Luft,
Ein schüchtern, zarter Blumenduft,
Ein lichtfrohes Keimen und bebend' Regen:
Allauferteh'n im Lenzesegen.

Hanna Krüger †.

Kleine Mitteilungen.

Am 22. April beginnt wieder die Christenlehre, die bekanntlich mit dem Frühgottesdienste um 8 Uhr verbunden ist. An dem genannten Tage ist Christenlehre für die Markus- und Johannesgemeinde, am darauffolgenden Sonntag, den 29. April, für die Matthäus- und Lukasgemeinde. Die Eltern werden gebeten, die neukonfirmierten Kinder zum fleißigen Besuche anzuhalten. Die Konfirmationsgedenkscheine werden diesmal erst im Herbst, nach Beendigung der Christenlehre, den Kindern ausgehändigt werden.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 22. April. Miserik. Domini.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, verbunden mit Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde. Pfarrer Schwaabe. Vormittags 9 1/2 Uhr: Ordination des Pfarrassistenten lie. theol. Reuning durch Dekan Gußmann. Predigt: Pfarrassistent Reuning. Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. — Mittwoch, den 25. April, abends 8 Uhr: Kriegsbefund. Pfarrer Mahr.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr: Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten der Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Rirchcnplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7
Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Verantwortlich: für den Textteil Pfarrer Bechtolsheimer, für den Anzeigenteil H. Beck; Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei R. Lange, sämtlich zu Gießen.